

Angaben! So eine Sache wie mit Bischof Albert darf nicht noch einmal passieren! Es muss beim ersten Mal klappen!«

Er drehte sich um und zog seine Kapuze über den Kopf. An der Tür blieb er stehen.

»Ist der Mann da draußen verlässlich?«, fragte er.

»Ich habe ihn mit Geld bestochen.«

De Cazeville schnaubte. »Unter der Folter gesteht jeder!«, sagte er verächtlich und verließ den Raum. Der Grauhaarige blickte ihm regungslos nach.

Draußen hastete der Flickschuster durch die Diele und wollte dem dunkel gekleideten Mann die Tür öffnen. Mit der Handfläche presste de Cazeville dagegen. Verängstigt blickte der Schuster zu ihm auf, als er etwas unter seinem Umhang hervorzog. Mit einem gurgelnden Laut sackte der Schuster zusammen. De Cazeville wischte den blutigen Dolch an dessen Lumpen ab und steckte ihn wieder unter seinen Mantel. Dann verließ er das Haus.

Die bislang flache Landschaft mit wenigen Hügeln, die sich nur leicht über die Umgebung erhoben und durch die der Tross mit dem Wagen der beiden jungen Adelsdamen und ihrer acht Begleiter zog, wechselte bald zu einem schrofferen Gelände mit Wald und Sümpfen. Die Straße bog nach Osten ab und querte einen kleinen Fluss. Die Brücke sah verfallen aus, das Wächterhäuschen war verlassen.

War die Straße bis hierher noch leidlich befahrbar gewesen, so ging sie jetzt in einen ausgefahrenen Weg über, in dessen tiefen Mulden Pfützen standen. Die Hufe der Pferde patschten durch den Schlamm, der Wagen schaukelte und ächzte. Aus dem sumpfigen Wald stiegen Nebelfetzen auf, es roch modrig und nach wildem Knoblauch. Sie kamen nur noch langsam vorwärts.

Der Weg verengte sich und wand sich in unübersichtlichen Kurven um bewaldete und mit Gestrüpp bewachsene Hügel. Stellenweise reichte der Wald bis an den Wegrand heran. Auch wurde der Boden schlechter. Tiefe Furchen durchzogen den Weg, hier führen offensichtlich häufig schwere Karren mit gefälltten Bäumen entlang. Knorrige Äste streiften die Plane des Wagens, und Mathilda befürchtete, dass so ein Ast die Stoffplane zerreißen könnte.

Der Soldat, der die beiden Pferde vor dem Wagen lenkte, schrie und fluchte und zerrte an den Zügeln, während der Wagen wie ein Boot bei schwerem Seegang sich mal zur einen, mal zur anderen Seite neigte.

»Entsetzlich, diese Flüche«, jammerte Mathilda. »Ihr solltet Euch die Ohren zuhalten, Prinzessin.«

»Geht nicht«, ächzte Isabella. »Ich muss mich festhalten, um nicht durch den ganzen Wagen zu fliegen. Meine Güte, sind das die Wege meines Vaters?«

»Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht. Wären wir doch bloß im Kloster geblieben!« Sie wimmerte leise vor sich hin.

Die Pferde wieherten und zerrten ungleichmäßig an den Strängen. »Verdammte Gäule!«, brüllte der Soldat. »Komm doch mal einer her und führe diese elenden Schindmähren!«

Ein anderer Soldat stieg von seinem Pferd ab und ergriff die Zügel der sich ängstlich aufbäumenden Zugpferde. Ungeduldig riss er daran und beunruhigte die Pferde noch mehr. Die anderen Soldaten der Eskorte wandten sich um und beobachteten besorgt die Probleme mit dem Gespann.

»Na, los doch!«, rief der Hauptmann. »Halt sie fest, damit sie auf dem Weg bleiben. Wenn das Rad an einer dieser dicken Wurzeln hängen bleibt, bricht es weg!«

Verzweifelt versuchte der Soldat, die Pferde in die Spur zu bewegen. Doch während er die Tiere in die eine Richtung zog, zerrte der Wagenlenker die Zügel in die andere Richtung.

»Was seid ihr bloß für Holzköpfe!«, tobte der Hauptmann und wies einen dritten Soldaten an, den beiden zu Hilfe zu eilen.

Es krachte, als der Wagen mit einem Rad in die tiefe Furche geriet. Mit einem Aufschrei klammerten sich Isabella und Mathilda fest. Körbe und Truhen flogen durcheinander, der Wagen legte sich bedrohlich zur Seite.

»Was ist geschehen?«, rief Isabella und kroch unter einem Reisekorb hervor. Der Hauptmann steckte den Kopf unter die Plane. »Ist Euch etwas passiert, Prinzessin?«, fragte er.

»Mir nicht, aber offensichtlich dem Wagen. Es knirschte so schrecklich.«

Sie krabbelte über die schräg stehenden Planken nach vorn und kletterte vom Bock des Wagens. Einer der Soldaten hatte sich neben das Rad gekniet, das in einem unnatürlichen Winkel zur Achse stand.

»Wir haben einen Achsenbruch, Hoheit. Ich befürchte, dass wir eine Zwangspause einlegen müssen.«

Isabella runzelte die Stirn. Nach dem schrecklichen Erlebnis in dem Dorf war sie bestrebt, so schnell wie möglich die Burg ihres Vaters zu erreichen.

»Kann man das reparieren?«, fragte sie nervös.

»Ich weiß es nicht. Wir müssen den Wagen entladen, um ihn aus der Furche zu heben. Erst dann kann ich sehen, ob wir es hier reparieren können.«

»Das fehlte noch«, stöhnte Isabella, und Mathilda begann wieder, leise vor sich hin zu wimmern. »Reiß dich doch zusammen«, fuhr Isabella sie ärgerlich an und biss sich gleich darauf auf die Lippen. Mathilda tat ihr Leid, sie musste einen Schock durch den schrecklichen Anblick im Dorf erlitten haben. Schützend zog sie die Freundin in die Arme. »Ist schon gut«, tröstete sie.

Mathilda raffte sich auf, und beide begaben sich zum Wegrand. Dort knieten sie nieder, um zu beten. Isabella zog das Amulett des heiligen Martin unter ihrem Mantel hervor und umschloss es mit beiden Händen. Der Schutzpatron des Klosters würde ihr sicher auch in dieser Situation Beistand leisten.

Die Soldaten waren von ihren Pferden abgestiegen, um den Wagen zu entladen. Die Zügel hatten sie über die Zweige des Gestrüpps geworfen. Sie zogen die Körbe und Kisten vom Wagen und stapelten sie am Wegrand auf.

Als der Wagen leer war, kniete sich einer der Soldaten darunter, um den Schaden in Augenschein zu nehmen.

Isabella unterbrach ihr Gebet und hockte sich daneben. »Was ist, könnt Ihr es reparieren?«, fragte sie.

»Die Achse ist gebrochen. Dazu benötigen wir Werkzeug. Hiermit kommen wir heute nicht ...« Er stockte. Ein leises, scharfes Sirren war zu vernehmen. Der Soldat kippte nach vorn. Entsetzt starrte Isabella auf den Pfeil, der in seinem Rücken steckte. Dann schrie sie auf.

Im gleichen Augenblick sprangen von allen Seiten dunkle, zerlumpte Gestalten auf sie zu. Isabella hörte das metallische Ziehen der Schwerter und Angst einflößendes Gebrüll. Ein zweiter Soldat der Eskorte stürzte neben ihr tödlich getroffen nieder. Weiter vom sah sie einen dritten und einen vierten auf dem Weg liegen. Hinter der Biegung hörte sie noch Kampflärm. Eine schmutzige Hand griff nach ihr.

»Verschwinde!«, kreischte sie auf. Geistesgegenwärtig riss sie dem neben ihr liegenden toten Soldaten das Schwert aus der Hand und wandte sich um. Mit beiden Händen umklammerte sie den Griff und staunte, wie schwer diese Waffe war. Mit aller Kraft hieb sie auf den unheimlichen Angreifer ein. Sie musste ihn verletzt haben, denn er wich mit einem dumpfen Schmerzlaut zurück.

»Heilige Mutter Gottes«, murmelte sie entsetzt, »ich habe einen Menschen verletzt!«

Irritiert ließ sie das Schwert sinken. Im gleichen Augenblick wurde sie von den verwegenen Gestalten umringt.

Gehezt blickte sie sich um. Sie konnte keinen ihrer Soldaten entdecken, vier lagen tot auf dem Weg, die anderen blieben verschwunden. Neben dem Wagen stand Mathilda wie eine Salzsäule mit schreckensbleichem Gesicht und weit aufgerissenen Augen.

»Was haben wir denn da für ein Schätzchen?«, hörte sie eine krächzende Stimme neben sich. Die Gestalten rückten näher und streckten ihre grässlichen Finger nach ihr aus.

»Neiiiiin!«, entrang sich ein verzweifelter Schrei aus Isabellas Kehle, und gleichzeitig schwang sie wieder das Schwert um sich. Die Mauer der schwarzen Gestalten wich zurück, und sie ließ verzweifelt das Schwert weiter kreisen, um sie auf Abstand zu halten. Doch sie spürte, dass die Kraft ihrer Arme erlahmte. Sie presste die Augen zu, um dem al traumhaften Anblick zu entgehen.

»Lasst die Finger von ihr!«, vernahm sie eine tiefe, wohlklingende Stimme. Isabella öffnete die Augen und hielt inne. Vor sich auf dem Weg erblickte sie zwei Ritter zu Pferde. Beide trugen einfache Kettenhemden unter dem ledernen Brustpanzer. Ein schlichter Mantel war in der Taille gegürtet, und sie trugen Helme mit heruntergeklapptem Visier.

Isabella atmete auf. Genau im richtigen Moment schickte der heilige Martin ihr diese beiden edlen Ritter! Sie stieß ein Stoßgebet aus und ließ das Schwert sinken. Die zerlumpten Gestalten wichen tatsächlich zurück und blieben in angemessener Entfernung stehen.

»Euch schickt der Himmel!«, rief Isabella.

»So?«, erwiderte einer der beiden Ritter und zügelte sein Pferd, während der andere absaß. Doch beide blieben an der Wegbiegung stehen.

Isabella erwartete, dass die beiden Ritter nun, da der Kampf vorbei war, ihre Visiere öffnen und sich vorstellen würden. Sie suchte nach dem Wappen der Ritter, das ihre Identität auswies. Doch seltsamerweise trugen sie kein Zeichen, kein Wappen, keine Farbe auf dem Gewand. Nichts verriet die Herkunft der beiden Retter.

Eine schreckliche Ahnung stieg in ihr auf, und sie umklammerte den Griff des Schwertes fester. Kampflös würde sie diesen Räubern jedenfalls nicht in die Hände fallen.

»Schaut lieber nach, was in den Kisten ist«, vernahm sie die Stimme des Ritters auf dem Pferd, die wegen des heruntergeklappten Visiers ein wenig blechern klang. In seiner rechten Hand trug er das gezogene zweischneidige Langschwert. Entsetzt bemerkte Isabella, dass Blut daran klebte. Der Ritter blieb ruhig auf seinem dunklen Pferd sitzen, das eine einfache, graubraune Decke trug.

Der zweite, groß gewachsene Ritter trug eine ähnliche Tracht. Über dem Kettenhemd lag ein einfacher Waffenrock von graugrüner Farbe, ebenfalls in der Taille gegürtet. Sein Schwert steckte im Gürtel. An der rechten Seite trug er zusätzlich einen Langdolch. Sein Kopf wurde von einem leicht konischen Helm geschützt, dessen Augenvisier geschlossen war. Er trug kein Zimier am Helm, sodass auch seine Identität nicht festzustellen war.

Isabella schluckte schwer. Sie waren in die Hände von Raubrittern geraten!

»Wer wagt es, mir den Weg zu verstellen?«, rief Isabella und bemühte sich, ihrer Stimme Festigkeit zu verleihen. »Ich bin die Tochter des Herzogs!«

»Ich bitte Euch, Isabella, haltet den Mund!«, hörte sie hinter sich Mathildas weinerliche Stimme. In dem Augenblick, als sich die Gestalten von Isabella zurückgezogen hatten, um die Kisten zu durchwühlen, war sie zu ihr geeilt und hatte sich hinter ihrem Rücken versteckt.

»Wieso?«, entgegnete Isabella laut. »Damit sie gleich wissen, mit wem sie es zu tun haben, denn das wird ihre letzte niederträchtige Tat sein!«

Sie erntete schallendes Gelächter, sowohl von den beiden Rittern als auch von der zerlumpten Meute um sie herum. Mathilda krallte sich an Isabellas Schultern fest und schlotterte am ganzen Körper.

»Nimm den Mund nicht zu voll, kleine Wildkatze«, bemerkte der Ritter, der jetzt langsam auf sie zuschritt.

»Keinen Schritt weiter, oder ich zerlege Euch wie einen gebratenen Kapaun!«, rief Isabella, und wieder lachten die Umstehenden.

»Mutig ist sie ja, das muss man ihr lassen.« Der Ritter kam unbeirrt näher, und Isabella hob drohend das Schwert.

»Bleibt stehen!«, zischte sie.

»Da sind nur Stoffe drin, Altardecken und Obst und Wein und Gebäck«, sagte eine der finsternen Gestalten und trat vor den Ritter. Ratlos hielt er einige Frauengewänder hoch.

»Kein Schmuck, kein Geld? Wo Frauen sind, muss auch Schmuck sein!«, rief der Ritter. »Sucht weiter, vielleicht haben sie ihn versteckt.«

Isabella verzog die Mundwinkel. »Da könnt Ihr lange suchen«, sagte sie fast belustigt. »Wir kommen geradewegs aus einem Kloster, da trägt man keinen Schmuck.«

Der Ritter stutzte. »Ihr seid Nonnen?«, fragte er verwirrt.

»Ja!«, rief Mathilda.

»Nein!«, rief Isabella.

Mathilda knuffte sie in den Rücken. »Um Gottes willen, Isabella, verrätet nicht Eure wahre Herkunft!«, zischte sie ihr ins Ohr. »Sie werden uns als Geiseln nehmen, um von Eurem Vater Lösegeld zu erpressen. Das heißt, sicher nur Euch, denn ich bin ihnen nichts wert. Mich werden sie wohl gleich erstechen oder enthaupten.«

»Unsinn! Sie haben bestimmt Angst vor meinem Vater. Er wird sie mit seinen Soldaten aufstöbern und zur Strecke bringen. Er duldet keine Wegelagerer, Räuber, Mörder in seinem Reich.«

»Wie Nonnen sehen sie aber nicht aus«, sagte der Ritter auf dem Pferd. »Doch sie tragen schlichte Kleidung. Etwas seltsam ist es schon, dass zwei so junge – und reizende – Damen allein reisen.« Eine heftige Röte überzog Isabellas Wangen. Noch nie hatte ein Mann ihr ein Kompliment gemacht. Und der erste Mann in ihrem Leben, der so etwas sagte, war ein Raubritter! Drohend bewegte sie die Spitze des Schwertes hin und her.

»Dann haben sie etwas zu verbergen, wenn sie sich bewusst einfach kleiden. Unauffällig wollen sie sein. Was trägst du da an deinem Hals?«

Der Ritter streckte den Arm nach dem Amulett des heiligen Martin aus, das Isabella noch vom Beten über ihrem Gewand trug.

»Finger weg, das ist mein Schutzheiliger, der heilige Martin! Ich habe ihn als Abschiedsgeschenk von Mutter Dolorosa aus dem Kloster St. Martin bekommen!«

»Der heilige Martin?«, fragte der Ritter auf dem Pferd und ruckte unruhig im Sattel umher. »Wie passend!«

Isabella verstand nicht, was er meinte. Sie war damit beschäftigt, den anderen Ritter davon abzuhalten, sich der Kette zu bemächtigen. Als er wiederholt nach ihr griff, hieb Isabella mit dem Schwert nach seinem Arm. Flink und geschmeidig wich er aus, doch er schien ob ihrer Entschlossenheit verblüfft zu sein.

Der Ritter auf dem Pferd streckte sein blutiges Schwert nach vorn. Einen Augenblick irrten Isabellas Augen zu ihm, im gleichen Moment war der andere Ritter mit zwei großen Schritten bei ihr und packte grob ihre Handgelenke. Mit einem Schmerzensschrei ließ Isabella das Schwert fallen. Jetzt, wo der Ritter vor ihr stand, bemerkte Isabella, wie groß er war.

»Warum habt Ihr nicht Euer Schwert gezogen und Euch verteidigt, wie es sich für einen Ritter gehört«, zischte Isabella und rieb sich die schmerzenden Handgelenke. Hinter dem Visier ertönte ein belustigtes Lachen.

»Das war nicht notwendig. Mit kleinen Mädchen kreuze ich keine Klinge, höchstens die Lippen.«

Wieder errötete Isabella heftig über diese Unverschämtheit. Der Ritter griff nach dem Amulett und zog ihr die Kette einfach vom Hals.